

## **Epiphanien unter eiskaltem Himmel. Zur Prosa von Klaus Bödl**

**Uwe Schütte**

Mit den bisher erschienenen drei Prosawerken Klaus Böldls hat ein Projekt der literarischen Vermessung des hohen Nordens Kontur gewonnen, das in dieser Art in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur einmalig ist. Als promovierter Skandinavist ist Bödl nicht nur prädestiniert zu einer Annäherung an das Nordisch-Skandinavische, seine Texte liefern auch einen Beitrag zur schriftstellerischen Topografie des Peripheren, das als literarische Kategorie – im Gegensatz zum Provinziellen – in der deutsch(sprachig)en Nachkriegsliteratur eine eher untergeordnete Rolle spielt. Versuchte die insbesondere in Österreich stark ausgeprägte Provinzliteratur das Übersehene und Exotische im eigenen Land ins Bewußtsein des Lesers zu rufen, so ist die Irritation der Protagonisten in den Texten Böldls doppelt determiniert durch die Fremdheit des Landes und die Fremdheit der dort vorgefundenen Natur bzw. Kultur. Im Verständnis des Erzählers von *Die fernen Inseln* (2003) repräsentiert Island und dessen Umgebung das Peripherie *per se*, nämlich “das nordatlantische Hinterzimmer der Welt”, das “von den großen Kommunikationsströmungen nicht erfaßt” wird, weshalb er zu Beginn des Buches, gleichsam als Programm, die Worte vorausschickt: “Nur Reisen an der Peripherie entlang sind in diesem überhaupt nur aus Rändern bestehenden Kosmos vorstellbar.” (FI 12).

Indem das Peripherie des europäischen Nordens zum ‚Anderen‘ des Heimischen wird, öffnet sich zugleich eine andere, objektivere Perspektive auf das Bekannte. Das Randständige kann in einer dialektischen Umkehrung zum Zentralen werden: “Das Gefühl, auf fernen Inseln unterwegs zu sein, verlor sich nach ein paar Tagen schon im Wechsel der Schauplätze und der Begegnungen. Vielmehr schien die Welt – Großbritannien, Skandinavien, Island und auch Amerika –, indem sie freilich einen gebührenden Abstand einhielt, sich um die

Schafinseln herum zu gruppieren.“ (FI 92f). Böndl setzt insofern, wenngleich aus anderer Perspektive, einen Ansatz fort, der erstmals von Hans Magnus Enzensberger in *Ach Europa!* (1987) erprobt wurde, nämlich in einer Mischform aus journalistischer Reportage, literarischem Dialog und essayistischer Reflektion die geistig-kulturelle Physiognomie Europas zu entwerfen, indem er sich dem Kontinent ausschließlich von dessen Randgebieten annähert. Nur in der Differenz von Peripherie und Zentrum wird die tatsächliche Kontur des „Projekts Europa“ sichtbar und die Heterogenität des Kontinents als sein essentielles Merkmal begreifbar.

\*

Böndl's Debüt mit dem in Grönland abgesiedelten Prosaband *Studie in Kristallbildung* (1997) erwies sich als ein ebenso überraschender wie schlagartiger Erfolg für den 33jährigen Autor, der zuvor lediglich vier kurze Texte in Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlicht hatte. Erzählt wird die Geschichte eines Mannes, der vor seiner Vergangenheit an einen abgelegenen Ort flieht. Über Island reist der Protagonist Johannes Grahn in ein kleines Dorf im Osten Grönlands, wo er eine Anstellung als Hotelchauffeur findet. Der aus zwei langen Kapiteln bestehende Text tritt auf als die in zwei Wachstuchheften festgehaltenen tagebuchartigen Niederschriften von Grahn über seine Erlebnisse und Beobachtungen während des Aufenthalts in Ostgrönland, die ergänzt werden durch Reflektionen und Erinnerungen an die Zeit vor seiner Reise. Während seines Grönland-Aufenthalts unternimmt Grahn beständige Exkursionen in die fremdartige Natur, deren Erlebnis und präzise Wahrnehmung ihm die Lösung seiner Krise ermöglichen. *Studie in Kristallbildung* besticht durch zahlreiche evokative Naturbeschreibungen der kargen skandinavischen Landschaft mit ihrem kontrastvollen Nebeneinander von Eismassen, Lavagebieten und Gebirgszügen. Die – auf den ersten Blick – lebensfeindlichen Gegenden auf der größten Insel der Welt sind belebt von einer vielfältigen Fauna und Flora und bieten aufgrund der rauen Witterungsverhältnisse ein beständig wechselndes Farbschauspiel:

Das Gestein, das zwischen Eis- und Schneeflächen zu erkennen ist, erscheint in diesem Licht ockerfarben, während es am Spätnachmittag eine taubengraue Färbung annimmt. An manchen Stellen spielt es ins Rostrote. Die Risse und Spalten wirken in der schon grellen, aber noch immer schrägen Morgensonne wie mit schwarzer Tinte in die Felsflächen eingezeichnet. [...] Das Eis auf dem Fjord: Über der Oberfläche ist es von einem hellen Grau, wie das Weiße in Menschenaugen, unter Wasser leuchtet es türkisfarben. (SK 7)

Geschult ist die wahrnehmungs- und genauigkeitsversessene Prosa Böldls am Vorbild Adalbert Stifters, auf dessen *Studien* und die Erzählung *Bergkristall* bereits im Titel des Romans angespielt wird. Die in Stifters Schriften bereits in deutlichen Ansätzen geschilderte Bedrohung der natürlichen Umwelt findet sich auch in Böldls Texten. Bei ihm kommt kein Bild einer unberührten Idylle auf, vielmehr konstatiert Bödl allenthalben “die Unmengen von Müll in der Umgebung des Dorfes, [die] jeden Frühling unverändert unter den Schnee- und Eismassen wieder zum Vorschein kommen” (SK 13). Die Schneisen, welche der moderne Lebensstil in die Gegend “am Hintern Grönlands, wie die Menschen hier den Osten der Insel nennen” (SK 53), geschlagen hat, werden ohne Sentimentalität benannt. Die Zustände, die Grahn in seinem Dorf vorfindet, “das noch nicht einmal am Rande der Zivilisation liegt, sondern nur einen Vorposten der Menschheit weit außerhalb der besiedelten Welt bildet” (SK 75), sind durchaus erschreckend: Arbeitslosigkeit, so der lokale Parlamentsabgeordnete der sozialistischen Partei, ist die Regel, “für die jungen Menschen gibt es keine Alternativen, der Kampf gegen den Alkohol scheint aussichtslos, Selbstmord soll unter den Jüngeren die häufigste Todesursache sein”, weshalb sich nach den Ausführungen des Politikers bei Grahn ein “seltsames Bild dieses Landes zusammen[setzte], voller Finsternis, Alkohol und Lebensmüdigkeit” (SK 54).

\*\*

Stifter darf auch als literarischer Schutzpatron des nachfolgenden Textes *Südlich von Abisko* (2000) gelten, zumal auf der letzten Seite der Erzählung *en passant* auf die emblematische Stifter-Formel vom „sanften Gesetz“ angespielt wird und Stiftersche Signalwörter wie „Granit“ oder „Hochwald“ im Text verstreut auftauchen. Böndl siedelte das Buch nun in Schweden an. Der Plot setzt ein in Stockholm, wo der Protagonist, Harald Behringer, als literarischer Übersetzer lebt. In Rückblenden wird von einem jüngst zurückliegenden Besuch im lappländischen Ort Abisko berichtet, in dessen Abgeschiedenheit Behringer reiste, um in einem anspruchslosen Hotel ungestört an einer Übersetzung arbeiten zu können. Kurz nach seiner Rückkehr bekommt er unangemeldeten Besuch von der minderjährigen Tochter der Hotelbesitzerin, mit der er in Abisko eine flüchtige Bekanntschaft geschlossen hatte. Der überraschte Behringer beherbergt die uneingeladene Besucherin zunächst, schickt sie bald aber in die Obhut der Eltern zurück. Behringers Freundin Malin sieht die beiden Personen zufällig miteinander und unterstellt fälschlicherweise ein sexuelles Verhältnis. Sie kündigt deshalb die ohnehin kriselnde Beziehung auf; am Ende steht Behringer allein.

Vor diesem Hintergrund zu verstehen ist der auch in *Südlich von Abisko* im Zentrum stehende Fluchtversuch des Protagonisten. Das „eintausendfünfhundertundsechs Kilometer von Stockholm entfernt liegende“ Abisko erscheint Behringer als ein geradezu exterritorialer Ort, dessen vornehmliches Charakteristikum die Tendenz zur Unwirklichkeit ist. Der Ort führe, so Behringer in einer konjunktivisch gehaltenen Passage, „ein seltsam vages und durchsichtiges Dasein“, schwebe „in der ständigen Gefahr zu verdämmern, gleich einer Erinnerung, oder wie man selbst, wenn man nur lange genug gedankenlos vor sich hingelebt hat.“ (SA 7). Das abgelegene Kaff wird so zu einer Art Vorstufe des Jenseits, dient in der Erzählung aber auch als eine Chiffre für einen begehrenswerten Zustand der Sorglosigkeit, welcher am ehesten als Erlösung verstanden werden könnte. Von einer mitreisenden

Zugpassagierin nach seinem Ziel befragt, erklärt Behringer: "Ich bin unterwegs nach Abisko. „Ja, nach Abisko“, sagte die Frau, ohne Überraschung, aber mit einem, wie mir schien, Unterton der Resignation, als sei Abisko etwas kaum Erreichbares, um das sich viele schon vergeblich bemüht hätten.“ (SA 30).

\*\*\*

Die Wiederkehr mancher Motive, die Ähnlichkeit der Handlungsräume und die Vergleichbarkeit der Konstellationen, aber auch die konstante literarische Qualität der ersten beiden Bücher Böldls wurde von vielen Kritikern hervorgehoben. "Die Klippe des zweiten Buches hat Klaus Böndl sicher umschifft, indem er das erste, in gewisser Weise, fortgesetzt hat. Man ist neugierig, wohin die Fahrt nun geht", konstatierte etwa Wolfgang Schneider in der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10. September 2001. Mit *Die fernen Inseln* blieb Böndl seinem nordeuropäischen Schwerpunkt treu, verzichtete aber auf einen fiktionalen Handlungsrahmen. In dem aus vier Kapiteln bestehenden Buch schildert ein Ich-Erzähler, der sich durch verschiedene Hinweise als mit dem Autor identisch erweist, Reiseerlebnisse und Beobachtungen auf Island und den Färöer-Inseln. Insofern ergänzt dieser Band die Schilderungen Grönlands und Lapplands (bzw. Schwedens) in den vorhergehenden Texten, wodurch ein umfassendes literarisches Panorama der skandinavisch-nordischen Hemisphäre entsteht.

Böldls Beschreibungen der Lebensweise und Traditionen der Inselbewohner erinnern an die ethnografische Poetik eines Hubert Fichte in dessen Büchern über Südamerika oder Afrika, aber auch an Josef Winklers präzise Schilderungen italienischer Märkte und indischer Leichenverbrennungen. Indem sich Böndl in *Die fernen Inseln* vom Korsett eines Plots befreit, gewinnt er mehr Freiraum zur eindringlichen Darstellung der abgeschiedenen Inselwelten; sein Buch liefert keinen journalistischen Reisebericht, sondern eine Reiseerzählung, die eindeutig einem literarischen Diskurs angehört. "Das Element des Erzählers fließt immer wieder in die Anschauung ein, so daß jene Genremischung entsteht, wie wir sie von den

Wanderungen eines Peter Handke oder W.G. Sebald kennen. Dabei ist Böldls Ton weniger präzise und gravitätisch als der Handkes, während er Sebalds Abgeklärtheit noch nicht ganz erreicht", urteilte sehr präzise Kristina Maidt-Zinke in der *Süddeutschen Zeitung* vom 30. Juni 2003.

\*\*\*

In allen drei Prosawerken Böldls konstituiert sich die nördliche Peripherie als privilegierter Ort der (Selbst-)Erkenntnis, in dem die Erzählfiguren erst nach der Flucht aus dem habituellen Kontext ihre existentiellen Probleme angehen oder lösen können. Dies gilt insbesondere für *Südlich von Abisko*, das zum einen den Kontrast zwischen der Abgeschiedenheit Lapplands und der Zivilisationshektik in Stockholm demonstriert, zum anderen anhand von Harald Behringer vorführt, wie der Aufenthalt in der Peripherie die Basis zu einem Neuanfang in der Stadt legte; eine Perspektive, die in *Studie in Kristallbildung* fehlt, da der Text mit der Rückreise von Johannes Grahn abbricht. In den *Fernen Inseln* berichtet der Erzähler von der Wirkung der "fremdartigen, keinen Zusammenhang mit meinem Alltagsdasein aufweisende Landschaft" auf seine Psyche:

Im Gras einer Hochebene, in der das Sonnenlicht wogte, auf dem aschgrauen Eis eines Gletschers, am hohen Ufer eines eiskalten Flusses spürte ich momentweise fast mit dem ganzen Körper meine Abwesenheit in dem gegen die Sommerhitze abgedunkelten Studierzimmer zu Hause; mein Fort-Sein von den Straßen dort, von der Stammkneipe, dem beinahe unausdenklich gewordenen U-Bahnhof. Fast immer ist man ja mit seinen Gedanken woanders; in jenem Sommer auf Island aber brachte ich es zu einem anhaltenden, fast rauschhaften Gegenwart, zu einem Hier- und Jetzt-Gefühl, wie ich es vielleicht seit meiner Kindheit nicht mehr gehabt hatte. (FI 31)

Die Konfrontation mit der fremdartigen Umgebung befreit vom Ballast des Alltäglichen, eröffnet einen Zugang zu sonst verdeckten Bereichen der menschlichen Existenz und ermöglicht eine Art geschärften, höheren Bewußtseins: "Ich meinte es fast körperlich zu spüren, wie die Eindrücke von dieser Gegend in mir versanken und in jene Schichten des Bewußtseins hinuntersickerten, in denen die Träume gemacht und versendet werden" (FI 49).

Signum und Voraussetzung dieses elevierten Bewußtseinszustandes ist die Langsamkeit. "Wenn man diese Leute im Hafen auf ihren Booten beobachtet", so Grahn in der *Studie in Kristallbildung*, "nimmt man die Geduld, die Gelassenheit und die Ruhe wahr, mit der sie jeden Augenblick auf sich zukommen lassen und ihn dann durchleben" (SK 60). Die Langsamkeit als beherrschendes Charakteristikum des Lebens auf Grönland wirkt sich auch retardierend auf den Zuzögling aus: "So verbrauche ich mich in einem stillen und, wie es mir scheint, unendlich langsam Vorhandensein." (SK 12). Später konstatiert er dies nochmals deutlich: "Wenn Leben Bewegung ist, dann lebe ich wenig. Mein Verbrauch an Zeit ist gering. Meine Tage sind die langsamsten, die sich denken lassen." (SK 66).<sup>1</sup> Diese Erfahrung der Ungleichzeitigkeit der Zeit löst bei ihm eine Faszination für die Dimensionen des Zeitlichen aus, so schneidet Grahn etwa einen Zeitungsbericht aus, "dem zufolge man Sterne entdeckt habe, die sechzehn Milliarden Jahre alt sind, also älter zu sein scheinen als das sie umgebende Weltall." (SK 15). Die Verlangsamung schärft die Erkenntnis des Ewig-Zeilichen und damit in einem weiteren Schritt eine bewußtere Positionierung des eigenen Lebens als verschwindend kleiner, im Grunde gegen Null tendierender Anteil im übergeordneten System der Welt. "Es erscheint mir kaum vorstellbar", sinniert der aus Abisko zurückgekehrte Behringer beim Blick aus dem Fenster der Königlichen Bibliothek, "daß

---

<sup>1</sup> Fast wörtlich taucht diese Passage bereits in der Erzählung „Der Schuldner“ auf: „Wenn Leben Veränderung bedeutet, dann lebte der Schuldner nur wenig. Sein Verbrauch an Zeit war gering“. Vgl. a.a.O., S. 23.

dieses Viertel schon Jahrzehnte, Jahrhunderte vor meiner Ankunft existiert haben soll, und nach meinem Verschwinden von der Bildfläche weiterbestehen könnte.” (SA 57).

Die alldurchdringende Stille ist ein weiteres Charakteristikum der peripheren Nordregionen. Sie hat etwa zur Folge, daß sich in akustischer Hinsicht eine erhöhte, ja geradezu hypersensitive Wahrnehmungsfähigkeit herausbilden kann, wie Grahn beim Rauchen einer Zigarette feststellt: “So still war es im Hotelzimmer, daß ich das Knistern der sich in den Tabak fressenden Glut hören konnte.” (SK 37). Vor dem Hintergrund einer nicht von Zivilisationsgeräuschen kontaminierten Umwelt gewinnen die Naturgeräusche eine tiefere Qualität, wie Behringer bemerkt, der folglich kritisiert,

daß noch keine Wissenschaft sich mit der Vielfalt der Geräusche beschäftigt hat, die in der Bewegung, im Aneinandergeriebenwerden der Birkenblätter erzeugt werden. Daß noch niemals untersucht worden ist, ob es hier nicht etwas zu entziffern gebe. Schwarze Löcher und Supernovae in den entferntesten Galaxien werden erforscht, dachte ich, dabei wissen wir noch nicht einmal das Geringste darüber, wie die Naturgegenstände miteinander kommunizieren. (SK 82f).

Die animistische Vorstellung einer geheimen Kommunikation der Natur unter sich, einem vom Menschen aus Ignoranz überhörten Murmeln entspringt der Vorstellungswelt „primitiver“ Naturvölker und korrespondiert mit einem anderen zentralen Motiv in den Büchern Böldls, nämlich der Vorstellung einer „Lesbarkeit“ der Natur, die sich dem aufmerksamen Betrachter gleich einem Buch darbietet.

Die Trope vom Buch der Natur besitzt eine lange Traditionslinie; ausgehend von einem aristotelischen Naturverständnis reicht sie über Goethes *Sendschreiben* (“Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,/ Unverstanden, doch nicht unverständlich”) bis zu Gegenwartsautoren wie Peter Handke oder Gerhard Roth. Entsprechend der Verse Goethes

wird die Natur als eine Ansammlung organischer Hieroglyphen aufgefaßt, die es durch poetische Aufmerksamkeit und empathische Einfühlung zu entziffern gilt. Natur *ist* – akustische wie schriftliche – Sprache, die „verstanden“ werden kann, wenn man nur tief genug in sie hineinlauscht: „Wer hat noch nicht in Augenblicken des Kummers und der Verzweiflung seinen Kopf auf einen Stein gelegt und alsogleich die wildesten Rufe, die höchsten Töne oder das zärtlichste Flüstern vernommen“, fragt der Protagonist in Roths *Landläufiger Tod*.<sup>2</sup> Böldls umfangreiche Darstellungen der oszillierenden Farbspiele und wechselnden Wetterlagen, der Naturphänomene und Gesteinsformationen, der Tier- und Pflanzenwelt werden wahrnehmbar als lesbare (wenn auch nicht unbedingt verstehbare) „Schrift“, die dann in einem zweiten Schritt im Prozeß der Niederschrift der Texte gleichsam in Literatur übersetzt werden.

Eingangs der *Studie in Kristallbildung* hebt Grahn hervor, daß die grönländischen Ureinwohner keine Schrift kannten, bevor die westlichen Zivilisatoren das Gebiet erschlossen:

Es ist wenig mehr als hundert Jahre her, daß Europäer in diesen östlichen Teil Grönlands vorgedrungen sind, erstaunt, hier Menschen vorzufinden, in dieser feindseligen Gegend [...] Sie haben hier Handels- und Missionsstationen gegründet, in dem unverbrüchlichen Glauben an Gott und Handel und Wandel. Sie hatten natürlich auch Bücher dabei, die Bibel und allerlei Schriften, von denen sie glaubten, sie würden die Urbevölkerung erbauen. Die Menschen hatten hier vorher keine Schrift, sie war vor wenig mehr als einem Jahrhundert hier noch unbekannt, man begnügte sich damals mit dem, was es zu sehen gab oder auch zu spüren, mit dem, an was man sich erinnerte und was überliefert war. Was den Leuten wichtig war, war der Augenblick. (SK 9f)

---

<sup>2</sup> Roth, G., *Landläufiger Tod*, S. Fischer, Frankfurt 1984, S. 239.

Die immense Verzögerung, mit der der Kulturationsprozeß die peripheren Gegenden der nordischen Inselwelt erreicht hat, erklärt so ihren Status als naturbestimmte Enklaven, die noch nicht unter die Hegemonie der Moderne geraten sind. Als zivilisatorisch gleichsam „unbeschriebener“ Raum ist der Norden ein privilegierter Ort der Erkenntnis des optisch Wahrnehmbaren der Natur als Zeichenwerdung der untergründig murmelnden Sprache der Natur.

Walter Benjamin vermutet in seiner *Lehre vom Ähnlichen*, daß die Grundlage für die Herausbildung der Astrologie und anderer Formen der Wahrsagerei in der Auffassung der Natur als einem “Archiv unsinnlicher Ähnlichkeiten” bestand, in dem eindeutige, wenngleich nicht offensichtliche Verbindungen zwischen den Erscheinungen der Natur und dem Menschen bestehen. “Wenn nun dieses Herauslesen aus Sternen, Eingeweiden, Zufällen in der Urzeit des Menschen das Lesen schlechthin war, [...] so liegt die Annahme sehr nahe, jene mimetische Begabung, welche früher das Fundament der Hellsicht gewesen ist, sei im jahrtausendelangen Gange der Entwicklung ganz allmählich in Schrift und Sprache hineingewandert.”<sup>3</sup> In diesem Sinne ist der moderne Schriftsteller der Erbe des wahrsagenden Medizinmannes der Frühgeschichte, denn, wie Benjamin festhält: “Schrift und Sprache sind es, an die die Hellsicht ihre alten Kräfte im Laufe der Geschichte abgetreten hat.”<sup>4</sup>

\*\*\*\*\*

Der Schriftsteller ist, diesem Verständnis Benjamins folgend, ein potentieller Hellseher, Literatur eine Form der Hellsichtigkeit. In der Tat bezieht sich Böndl in seinen Texten immer wieder auf Erlebnisse, in denen blitzartig eine tiefe Einsicht, das unvermutete

---

<sup>3</sup> Benjamin, W., „Lehre vom Ähnlichen“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. II.1, Suhrkamp, Frankfurt 1991, S. 209.

<sup>4</sup> Ebd.

Erkennen eines sonst Unzugänglichen erfolgt. Es liegt nahe, diese Erkenntnismomente mit dem ursprünglich religiösen Begriff der ‚Epiphanie‘ zu bezeichnen. In der christlichen Dogmatik bezeichnet die Epiphanie „das plötzlich eintretende und ebenso rasch wieder verschwindende Sichtbarwerden der Gottheit unter gestalteten und ungestalteten Anschauungsformen“.<sup>5</sup> Als konkrete und realitätsverhaftete Erkenntnis Gottes tritt sie häufig in der Natur und unter Begleitung von ungewöhnlichen Naturschauspielen auf, etwa die unter Blitz und Donner erfolgende Erscheinung Gottes am Sinai, nach der Moses die Zehn Gebote verkündet. Die Epiphanie unterscheidet sie sich daher von den eher halluzinatorischen Visionen der Mystiker. In einem übertragenen, säkularen Sinn entspricht dies der unvermittelt auftretenden, konkreten oder diffusen tieferen Erkenntnis der Welt und unserer Verstrickungen als Mensch in ihr.

James Joyce hat im 20. Jahrhundert als erster Schriftsteller den Begriff der Epiphanie als schriftstellerische Kategorie für sich in Anspruch genommen: Er richtete sein Augenmerk auf Momente epiphaniehafter Offenbarungsempfindungen im alltäglichen Leben und verfaßte ab 1900 mehrere erzählerische Vignetten, die solche Erlebnisse schilderten und denen er die Gattungsbezeichnung ‚epiphanies‘ gab; sein erster Roman *A Portrait of the Artist as a Young Man* entwickelte sich aus diesen Kurztexten, die durch das System einer fortlaufenden Handlung miteinander verbunden wurden. Während Joyce nach den epiphanieartigen Situationen in sozialen Situationen fahndete, etwa bei einem Abendessen, ereignet sich bei Böndl die unverhoffte Blitzerkenntnis in einem Kontext, der von Gesellschaft und Zivilisation abgegrenzt ist. Das prominenteste Beispiel dafür ist ein Erlebnis, das Behringer kurz vor seiner Abreise nach Abisko am Grab eines unbekannten Vorzeitmenschen hat, das sich in einem verlassenen Park in Stockholm befindet:

---

<sup>5</sup> Buchberger, M. (Hrsg.), *Lexikon für Theologie und Kirche*, Herder, Freiburg 1959, s.v. ‚Epiphanie‘.

Es war am frühen Abend. Hohe Schleierwolken. Unten am Drottningholmvägen brauste der Verkehr. Die ganze Zeit war irgendwo die Feuerwehr unterwegs. Plötzlich aber spüre ich, wie der Verkehrslärm zurückweicht, ausgeblendet wird bis auf ein ohnmächtiges Rumoren am Horizont. Gleichzeitig fällt mir auf dem Grashalm neben meinem Fuß ein Käfer auf, von der Größe einer Mandel vielleicht. Der Rückenpanzer ist aus gleißendem Kupfer. Langsam kriecht der Käfer auf den Grashalm zu. Der Grashalm biegt sich unter dem Gewicht des Käfers. Der Käfer fliegt davon. Ich schaue ihm nach und dabei fällt mein Blick auf einen Falken, der in der Ferne über den Fichtenwipfeln kreist: würdevoll, lautlos und in einer seltsam eindringlichen Unbeirrbarkeit, als solle damit etwas ausgedrückt werden. Die Sache war die, daß ich das Gefühl hatte, als ob dieser Flug in einem träumerischen Zusammenhang mit dem Frühzeitmenschen unter dem Stein stünde. Als wollte er mir etwas mitteilen, mit der Natur als Sprache, den einzelnen Naturgegenständen als Buchstaben, vielleicht. (SA 16)

Als einen unvergesslichen, zeitlosen Moment “außerhalb der alltäglichen Verläufe” charakterisiert Behringer das Geschehene und mutmaßt, daß “jeder im Leben Augenblicke hat [...] in denen plötzlich andere Zusammenhänge herrschen als die gewohnten.” (SA 16). Es sind derartige, blitzartig auftauchende Erfahrungen des Metaphysischen, die Benjamin eingeschrieben fand in die Kunst der Surrealisten als eine “wahre, schöpferische Überwindung religiöser Erleuchtung [...] in einer *profanen Erleuchtung*, einer materialistischen, anthropologischen Inspiration, zu der Haschisch, Opium und was sonst immer die Vorschule abgeben können.”<sup>6</sup> Drogen sind nur die offenkundigste Methode, kaum

---

<sup>6</sup> Benjamin, W., „Der Surrealismus“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. II.1, S. 297.

aber der einzige Weg, um den Zustand höheren Bewußtseins zu erlangen, der den Betroffenen tiefer in die Dinge eindringen lässt, ihn damit aber zugleich auch aus der Ordnung der Gesellschaft heraustreten lässt. „Man braucht [...] nur mit der Liebe Ernst machen, um auch in ihr eine ‚profane Erleuchtung‘ zu erkennen“, schreibt Benjamin.<sup>7</sup> Und an anderer Stelle: „Der Leser, der Denkende, der Wartende, der Flaneur sind ebenso Typen des Erleuchteten wie der Opiumesser, der Träumer, der Berauschte. Und sind profanere. Ganz zu schweigen von jener fürchterlichsten Droge – uns selber –, die wir in der Einsamkeit zu uns nehmen.“<sup>8</sup> Treffender als durch die von Benjamin aufgelisteten Tätigkeiten lesen, denken, warten und flanieren lassen sich die fiktionalen Protagonisten und der Erzähler in den Büchern Böldls kaum charakterisieren. Die Konfrontation mit dem eigenen Ich in der Einsamkeit erleben sie in der Tat als eine fürchterliche Erfahrung, doch zugleich getreu der These Benjamins als Voraussetzung für eine umfassendere Einsicht in die eigene Existenz.

Hermann Schweppenhäuser hat den Typus des profan Erleuchteten folgendermaßen charakterisiert:

Der profan Erleuchtete steht exterritorial zur nüchternen Welt, die ihn verachtet, nicht weil er über ihr schwebt, sondern weil er tief in sie versenkt ist und Kumpanei mit den Dingen hält, die dem Nüchternen, dem Dinge und Menschen parieren sollen, so suspekt und verwerflich ist wie nur dem Bürger der Umgang mit den Verworfenen, den Geächteten und Unterdrückten. Es ist diese Indignation der Nüchternen, welche die große Vereinigung aller profan Erleuchteten stiftet, der Lesenden, der Denkenden,

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 298.

<sup>8</sup> Ebd., S. 299..

der Wartenden, der Flaneurs und der Opiumesser, der Träumer, der Berauschten, der poètes maudits.<sup>9</sup>

Indem das Ich in der Erleuchtung aus sich heraus tritt, kann es sich als ein deformiertes, ein verstümmeltes erkennen und damit einen Prozeß der Selbstheilung durch Selbsterkenntnis einleiten, wie dies die ersten beiden Texte Böldls anhand der Protagonisten vorführen. Das tiefere Eindringen in die Welt vermag aber auch die Wiederentdeckung unserer Bande mit der Natur ermöglichen, der ursächlichen Verknüpfung von (Menschheits-)Geschichte und Naturgeschichte. Dazu ist es notwendig, die von Aufklärung inspirierte Hybris der Überlegenheit des Menschen gegenüber der Natur abzuwerfen. Es ist die Zurücknahme des Selbst, die Bescheidenheit gegenüber der Welt, das Verstummen vor den Dingen, durch die sie dann plötzlich selber zu sprechen beginnen, wie etwa Behringer am prähistorischen Grab feststellt. Grahn wiederum bekennt einmal: "Der Anblick der Packeismassen erweckt den Eindruck einer grenzenlosen, ungeordneten Fülle, in der man den kleinen Organismus, der man selber ist, kaum mehr vorkommen spürt" (SK 41).

Entsprechend der Argumentation Benjamins über die vermittels der Ähnlichkeit möglichen Lektüre der Welt vermag Grahn mit Hilfe des Prinzips der Mimesis, Einblicke profaner Erleuchtung zu machen: "Es sind drei- oder mehreckige Eisschollen, die im schwarz-blauen Gewässer der Danmarkstraße manchmal langgestreckte, manchmal flächige oder gekrümmte Figuren vorstellen. Eine dieser Kolonien von Eisschollen erinnerte mich an einen Spiralnebel, den ich einmal durch ein Fernrohr betrachtet habe." (SK 41). Die Dissolution der Grenze zwischen Mikro- und Makrokosmos in der *coincidentia oppositorum* ist das Emblem einer Erkenntnis der Alleinheit der Dinge, der Verschränkung des scheinbar Getrennten, die

---

<sup>9</sup> Schweppenhäuser, H., „Die Vorschule der profanen Erleuchtung“, in: Benjamin, W., *Über Haschisch*, Suhrkamp, Frankfurt 1972, S. 14f.

Böndl immer wieder auf den unterschiedlichsten Ebenen beruft. Ein permanent wiederkehrendes Motiv ist die eigentümliche Vermischung von Natur und Zivilisation in den nordischen Gegenden, in Island etwa anhand des Kontrasts von unberührter, lebensfeindlicher Natur und der hochmodernen Kapitale Reykjavík, die beschrieben wird als “nordamerikanischste aller europäischen Städte, mehrfach prämiert als eine der sichersten, saubersten, bequemsten, modernsten und komfortabelsten Metropolen der Welt.” (FI 26). Mit Bezug auf die Landschaft der Färöer spricht Böndl von dem “für die meisten Mitteleuropäer schwer zu fassenden Ineinander von Küste und Bergland” (FI 108). Bei den isländischen Sagenfiguren Naddod, Gardar und Floki verweist er darauf, daß es “Gestalten [sind] aus dem Niemandsland zwischen Sage und Geschichte. [...] Sie lebten und leben auf in den Momenten, in denen von ihnen erzählt wird. Je eindringlicher und anschaulicher jemand sie und ihre Taten zur Sprache zu bringen wußte, desto lebendiger waren sie.” (FI 127). Sprache vermag also die Grenze zwischen Fakt und Fiktion, Vergangenheit und Gegenwart, Vorstellung und Realität oszillierend zu verwischen. In und mit ihr ist möglich, das von der Aufklärung verdrängte Wissen und die verloren gegangene Fähigkeit zur Verwandlung zu re-inszenieren.

Aufgrund der Allverbundenheit aller Dinge ist auch der Wunsch, den Behringer angesichts des “zu einem großen Teil mit Flechten überwachsenen” Felsen auf dem Grab des Urzeitmenschen äußert, durchaus nicht absurd oder unverständlich: “Flechten sind genügsam. Sich auf eine Flechte zu reduzieren, dafür aber Jahrhunderte unberührt existieren zu dürfen: Das wäre wohl kein schlechter Tausch.” (SA 10). Diesen scheinbar unbedeutenden, primitiven Gewächsen gilt Behringers besondere Aufmerksamkeit:

Ältere und jüngere, abgestorbene und noch lebende Flechten sind deutlich zu unterscheiden. Ihre Färbungen sind dunkelgrau, hellgrau, graugrün und schließlich leuchten sie an manchen Stellen in feuchtem Gelbgrün. Aber es gibt keine Schattierungen,

keine Übergänge zwischen diesen vier Tönen. Darüber habe ich viel nachgedacht. Obwohl es sehr viel Wichtigeres zu überlegen gäbe, könnte jemand einwenden, vielleicht nicht ganz zu Unrecht. (SA 10)

Solche ausgeprägte Devotion zu einer sonst übersehnen Lebensform, die an der untersten Grenze organischer Komplexität angesiedelt ist, hat einiges zu tun mit der Aussage, die Benjamin dem Protokoll von Fritz Fränkel zufolge nach der subkutanen Injektion von 20 Milligramm Mescalin am 22. Mai 1934 gemacht hat: "Die toten und gegenwärtigen Gegenstände können eine Sehnsucht erwecken, wie man sie sonst nur beim Anblick eines Menschen, den man liebt, kennt."<sup>10</sup> Indem die profane Erleuchtung die Versenkung in die Dinge ermöglicht, wird zwangsläufig die Konstitution der alltäglichen Welt und deren "rumorende Sinnlosigkeit" (SA 44) als entfremdeter Zwangszusammenhang entblößt. Als zivilisatorisches Symbol dafür gilt Behringer der allmorgendliche Signalton seines Weckers: "Jeden Tag zur gleichen Zeit vom dafür vorgesehenen Ton aufzuwachen, das heißt, im Leben vom Nächtlichen und Träumerischen losgekommen zu sein. Man ist ganz und gar Teil jener monströsen Maschine, die den Alltag in Gang hält." (SA 41). Vor der Folie einer profanen Erleuchtung Behringers durch sein epiphaniehaftes Erlebnis am Urzeitmenschengrab wird so auch die Flucht nach Abisko und deren irrationale Konnotation als allgemeiner Erlösungswunsch klarer verständlich.

\*\*\*\*\*

Bemerkenswert ist eine Passage, in der Behringer im Zustand meditationsartiger Ruhe eine Beobachtung zum Verhältnis von Natur und Zivilisation schildert, die ganz im Gegensatz zu der normalerweise in diesem Zusammenhang herrschenden ökologischen Sorge geprägt ist:

---

<sup>10</sup> Benjamin, W., *Gesammelte Schriften*, Bd. III, S. 607.

An allen Ecken und Enden kommt in Stockholm die Natur wieder zum Vorschein, wenn man nur länger hinhört und hinsieht. Sie regt sich ständig, wie ein schlecht träumender Riese. An allen Ecken und Enden kann sie plötzlich, unerwartet ausbrechen wie eine Epidemie. Wenn irgendeine Katastrophe der europäischen Menschheit den Garaus mache, wäre Stockholm von den europäischen Metropolen die Erste, die von der Natur verschluckt und ungeschehen gemacht würde. (SA 45)

Es ist die regenerierende Kraft der Natur, die die *historia calamitas* des Menschen zu einem vielleicht nur kurzen Kapitel im langen Buch der Naturgeschichte macht. Aus einer naturzentrischen Perspektive wirkt der *homo sapiens* wie ein Irrläufer der Evolution, der kein Geschäft emsiger betreibt als die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlage und die Ausrottung der Artgenossen. In der *Dialektik der Aufklärung* sprechen Adorno und Horkheimer pessimistisch davon, daß

die Naturgeschichte gleichsam mit dem glücklichen Wurf, der ihr im Menschen gelungen ist, nicht gerechnet hat. Seine Vernichtungsfähigkeit verspricht so groß zu werden, daß – wenn diese Art sich einmal erschöpft hat – *tabula rasa* gemacht ist. Entweder zerfleischt sie sich selbst, oder sie reißt die gesamter Fauna und Flora der Erde mit hinab, und wenn die Erde dann noch jung genug ist, muß – um ein berühmtes Wort zu variieren – auf einer viel tieferen Stufe die ganze *chose* noch einmal anfangen.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Adorno, T. W. / Horkheimer, M., *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, S. Fischer, Frankfurt 1969, S. 235f.

Die von Bödl beschriebenen nordischen Gegenden sind zwar nicht, wie in Kontinentaleuropa, Kriegsschauplatz geworden, dafür aber waren und sind sie Schauplätze von Naturkatastrophen, in denen die Natur einerseits ihre zerstörerische Übermacht gegenüber dem Menschen demonstriert und andererseits ihre Regenerationsfähigkeit unter Beweis stellt. Paradigmatisch dafür sind die Vulkanausbrüche, von denen Bödl in *Die fernen Inseln* erzählt. So erwähnt er ausführlich den unterirdischen Vulkanausbruch, der am 15. November 1963 “eine neue Insel aus dem Meer emporsteigen ließ; vier Jahre lang floß die Lava auf Surtsey, ehe sie erkaltete und erstarrte und die Insel ihre – man zögert zu schreiben: endgültige Form annahm.” Die neu entstandene Insel wurde für die Öffentlichkeit gesperrt, so daß Biologen die Entwicklung neuen Lebens beobachten konnten. Bereits am 14. Mai 1964, referiert Bödl, tauchte dort in Form einer Federmücke (*diamesa zernyi*) das erste Lebewesen auf, im Herbst desselben Jahres fand man eine Nachtfliege “und vier Jahre später gab es schon über siebzig mit bloßem Auge wahrnehmbare Arten von allerlei kleinem Getier auf der Insel, die meisten davon Zweiflügler.” Im Sommer 1965 hielt pflanzliches Leben durch “Büschen von Strandhafer” auf Surtsey Einzug, sowie später auch Schmetterlinge, “die von Europa viele hundert Kilometer über das Meer geflogen sind, nur um sich einen Sommer lang farbenfroh [...] vom Schwarz der Lavlandschaft abzuzeichnen.” (FI 63f). Die Natur, so bedeutet diese Passage über die Entstehung von Surtsey, ist ein System der *autopoiesis*, das ohne den Menschen auskommt und die gleichsam als Kontrafaktur von Atlantis aus dem Meer entstandene Insel eines der unmißverständlichen “Mahnmale für die letztendliche Unterlegenheit des Menschen [...], für den deprimierenden Umstand der Zeitlichkeit” (FI 79).

Gerade weil die Natur, anders als der Mensch, unendlich Zeit hat, kann sie auch in kürzester Zeit vernichten, denn Zerstörung ist nur die Vorstufe zu neuer Schöpfung und Regenerierung. Beispiellos verheerend war der Ausbruch des Laki im Jahr 1783, “die weltweit mächtigste und zerstörerischste Vulkankatastrophe der letzten tausend Jahre”. Aus über 40 Kratern strömte wochenlang die Lava, von giftigen Dämpfen und heftigem Donner

begleitet, einer “wahren Götterdämmerung” (FI 65) gleich. Dabei starben schätzungsweise 12.000 Isländer – ein Viertel der damaligen Bevölkerung. Ungleich glimpflicher ging es zu, als es zu Beginn des Jahres 1973 zu einem “Vulkanausbruch auf der Insel Heimaey vor der Südküste Islands [kam], der zu den gewaltigsten der jüngeren Geschichte zählt” (FI 51). Die rund 5300 Seelen zählende Inselbevölkerung entkam dem Tod nur deshalb, weil “durch einen glücklichen Zufall die gesamte Fischereiflotte Islands im Hafen von Vestmannaeyjar vor Anker lag und das stürmische Wetter der vorhergehenden Tage sich gerade diesen Abend beruhigt hatte.” (FI 52). “Von den gigantischen Strömen flüssigen Feuers”, berichtet Böldl, “die unaufhörlich aus dem Erdriß gequollen sind – zweihundertfünfzig Millionen Kubikmeter sollen es insgesamt gewesen sein –, konnte ich mir, auch als ich über die lange schon erstarrten Lavastrecken wanderte, überhaupt keinen Begriff machen.” (FI 53f). Die Konfrontation mit dem Vernichtungswerk der Natur erweckt so auch ein Gefühl von Unbehagen, “das sich allmählich zu einem Gefühl panischer Beklommenheit verdichtete [...] Menschenwesen fanden hier keine Berücksichtigung; sie gehörten in eine andere, noch Jahrtausende entfernte Welt” (FI 54). An anderer Stelle spricht er von den “Lavawüsten als erstarrter Katastrophenzustand der Natur” (FI 30).

Böldl hebt ausdrücklich hervor, daß es für den Vulkanausbruch auf Heimaey gewisse Vorzeichen gegeben habe, “wie es wohl über menschliche Begriffe geht, daß ein solch elementares und im genauen Wortsinne umwälzendes Ereignis sich nicht in irgendeiner, sei es unerwarteten und vielleicht erst im Nachhinein einleuchtenden Weise, ankündigen würde.” Allerdings waren es keine Wissenschaftler oder erwachsenen Inselbewohner mit ihrem “von dumpfer Alltagswerkelei eingetrübtem Wahrnehmungsvermögen”, die die Katastrophe voraussahen, “sondern einige besonders hellhörige und –sichtige Kinder.” (FI 60). Das Medium, in denen die Kinder vom bevorstehenden Unglück erfuhren, war der Traum. So träumte die elfjährige Klara Tryggvadóttir, “die in einer der später unter dem Lavastrom verschwundenen Straßen wohnte, bereits vor Weihnachten von glühender Lava”, während die

zehnjährige Sígridur Theódórsdóttir “nicht allein vom Ausbruch [träumte], sie schien ihn vielmehr mit unerschütterlicher und tagklarer Gewißheit vorhergesehen zu haben.” Am Vorabend des Ausbruchs wirkte das Mädchen “besonders aufgelöst, [kündigte] immer wieder mit überschlagender Stimme den nahen Feuersturm an und schlief erst spät unter Tränen ein.” (FI 61).

Aus aufgeklärter Sicht mag man dergleichen Wahrträume als Zufall oder Unfug abtun, übersieht dabei aber, daß eine naturverbundene Lebensweise eine instinktive Sensibilität für Naturkatastrophen zu schärfen vermag, in der sich ein atavistischer Rest früherer Fähigkeiten erhalten hat. So waren 1975 die Bewohner der zivilisatorisch unterentwickelten Provinz Hai-Cheng in der Lage, die chinesischen Behörden über das bevorstehende Eintreffen eines schweren Erdbebens zu warnen, das aufgrund der eingeleiteten Schutzmaßnahmen ohne Todesopfer verlief. Ein vergleichbar starkes Beben in der Großstadt Tang Shan kostete sechs Monate später rund eine halbe Million Leben. Die Provinzbewohner vermochten Warnzeichen, wie etwa die Unruhe des Wildes, den Wasserstand der Brunnen, die Legegewohnheiten der Hühner, und so weiter als Vorboten eines Erdbebens zu lesen, während in der industriell geprägten Großstadt dergleichen als ländlicher Aberglaube abgetan wurde.<sup>12</sup>

Die von Böndl berichteten Traumgesichte der Kinder im Island-Buch korrespondieren auf indirekte Weise mit den Träumen, die Grahn und Behringer in den beiden fiktionalen Prosawerken erleben. Indem Böndl in *Die fernen Inseln* die Traumarbeit, analog zur profanen Erleuchtung, gegen die rationalistische Weltsicht als Medium der Einsicht und Wahrheitsfindung rehabilitiert, überschreitet er den Freudianischen Horizont, der den Traum lediglich auf individualpsychologischer Ebene als Mittel zur Hervorbringung verdrängter Ereignisse anerkennt und folgt er ein weiteres Mal Benjamin, der in der Skizze *Traumkitsch*

---

<sup>12</sup> Vgl. Rutherford, W., *Shamanism*, Aquarion, Wellingborough 1986, S. 154f.

just diesen reduktionistischen Ansatz der Psychoanalyse kritisiert. Böldls Texte folgen gewissermaßen im Ansatz einer dort von Benjamin erhobenen Forderung: "Die Geschichte des Traumes bleibt noch zu schreiben, und Einsicht in sie zu eröffnen, hieße, den Aberglauben der Naturbefangenheit durch die historische Erleuchtung entscheidend schlagen. Das Träumen hat an der Geschichte teil. [...] Träume haben Kriege befohlen und Kriege vor Urzeiten Recht und Unrecht, ja Grenzen der Träume gesetzt."<sup>13</sup> Im Traum, erinnert Benjamin, tritt die Ratio zurück. Stattdessen tritt ein analoges, an Ähnlichkeiten und sinnlichen Kongruenzen orientiertes Denken hervor, weshalb der Traum von alters her ein privilegiertes Refugium der Literatur ist: "Saint Pol-Roux befestigt, wenn er gegen Morgen sich zum Schlaf niederlegt, an seiner Tür ein Schild: Le poète travaille."<sup>14</sup>

Ein entscheidender Punkt an der literarischen Darstellung von Traumvisionen und Epiphanie-Erfahrungen, wie sie in Böldls Texten als Medien der Erkenntnis zu finden sind, ist allerdings der Umstand, daß diese nie *in statu nascendi* sondern notwendigerweise *ex post* vermittelt werden. In einer apokryphen Notiz zum *Surrealismus*-Aufsatz verweist Benjamin auf diese „sekundäre Bearbeitung“: "Schauplatz der Offenbarung ist die Erinnerung. Die offenbarten Erlebnisse sind nicht da sie eintreten Offenbarung sondern vielmehr dem Erlebenden selbst verborgen. Sie werden Offenbarung erst da mehrere sich ihrer Analogie bewußt werden, rückschauend. Hier liegt ein wichtiger Unterschied von der religiösen Offenbarung."<sup>15</sup> Gleich der an Ähnlichkeiten orientierten Lektüre des Buches der Natur, muß das Individuum also auch seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen durch Denktätigkeit in Beziehung setzen, um einen Erkenntnisgewinn zu erleben. Die profane Erleuchtung unterscheidet sich in diesem sekundären Charakter vom primären, unmittelbar ergreifenden

---

<sup>13</sup> Benjamin, W., „Traumkitsch“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. II.2, S. 620.

<sup>14</sup> Benjamin, W 1991, „Surrealismus“, a.a.O., S. 296f.

<sup>15</sup> Benjamin, W., *Gesammelte Schriften*, Bd. II.3, S. 1021.

Erlebnis der religiösen Offenbarungserfahrung, doch gerade ihr vermittelter Charakter ermöglicht eine Fixierung im Medium der Literatur, und damit auch eine potentielle Nachvollziehbarkeit für den Leser.

\*\*\*\*\*

Im literarischen Text, wie auch in anderen Kunstwerken, kann ein Transzendentes, ein Residuum des normalerweise unzugänglichen Anderen verankert werden. Folgt man George Steiner, so ist das letztlich Inkommensurable, das in großen Kunstwerken erfahren werden kann, die „reale Präsenz“ Gottes. „All serious art and literature, and not only music to which Nietzsche applies the term, are an *opus metaphysicum*“.<sup>16</sup> Sprache, und damit Literatur, ist für Steiner überhaupt nur denkbar, weil es das Andere gibt – und damit die Möglichkeit, es auszudrücken und zu erleben: „In a wholly fundamental, pragmatic sense, the poem, the statue, the sonata are not so much read, viewed or heard as they are *lived*. The encounter with the aesthetic is, together with certain modes of religious and of metaphysical experience, the most ‚ingressive‘, transformative summons available to human experiencing.“<sup>17</sup>

Steiners Essay *Real Presences* ist ein gewagter Versuch, Kunst und Ästhetik aus der reduktionistischen Umklammerung poststrukturalistischen Denkens zu befreien, um ihnen ihre eigentliche Funktion als Vermittler zwischen Immanenz und Transzendenz zurückzugeben: „All good art and literature begin in immanence. But they don't stop there. Which is to say, very plainly, that it is the enterprise and privilege of the aesthetic to quicken into lit presence the continuum between temporality and eternity, between matter and spirit, between man and 'the other'.“<sup>18</sup> Wenn Kunst aber Über-setzung ins „Andere“ darstellt, dann fällt gerade der Literatur dabei eine führende Rolle zu: „It is the epic and the lyric, the tragedy

---

<sup>16</sup> Steiner, G., *Real Presences*. University of Chicago Press, Chicago 1989, S. 134.

<sup>17</sup> Ebd., S. 143.

<sup>18</sup> Ebd., S.227.

and the comedy, it is the novel which exercises the most penetrative authority over our consciousness. It is via language that we are most markedly and enduringly ,translated”.”<sup>19</sup>

Böndl erinnert in seiner Literatur immer wieder an die Möglichkeit der den Menschen verwandelnde Begegnung mit dem Transzendenten, doch sucht und findet er sie – im Gegensatz zum kulturkonservativen Steiner – bezeichnenderweise nicht in Symphoniehallen, Museen oder den Werken der Hochliteratur, sondern unter dem eiskalten Himmel des Hohen Nordens, begleitet vom irritierenden “Gefühl des Verschollenseins in einer völlig abseitigen Inselwelt” (FI 73). Indem Böndl durch die Rückbesinnung an die Natur gleichsam einen Schritt vom klassischen Kulturkanon zurücktritt und gerade die in der Gegenwartsliteratur unterrepräsentierte skandinavische Peripherie als Ort der Erlebbarkeit des Transzendenten beschreibt, setzt er ein Zeichen der Bescheidenheit, das sehr viel mit einer Haltung des Respekts gegenüber der Natur zu tun hat. Eine der schönsten Stellen seines Werks findet sich in *Südlich von Abisko*, wo Behringer während seines Lappland-Aufenthalts einer älteren Frau begegnet, die auf täglichen Exkursionen Steine aufsammelt, diese aber am nächsten Tag wieder an den Fundort zurückträgt. Befragt, warum sie die Mineralien nicht behält, um eine Sammlung anzulegen, belehrt sie Behringer mit Empörung: “Ja, glauben Sie denn allen Ernstes, man könne einen Stein *besitzen*? Etwas so Schweres, Fremdes, Undurchdringliches? Etwas, das unsere kläglichen Organismen um so viele Jahrtausende überdauert? Nein, junger Mann, die Besitzverhältnisse sind da doch etwas anderes.” (SA 74). Mit einfachen Worten wird am Fundament unserer Weltsicht und Gesellschaftsordnung gerüttelt. Die wunderbare Antwort der Frau unterminiert das zu gleichen Teilen aus der christlichen Dogmatik und der Evolutionslehre stammende Bewußtsein einer hierarchischen Privilegierung der menschlichen Gattung gegenüber allen anderen natürlichen Existenzformen. Auf diesem Axiom wiederum

---

<sup>19</sup> Ebd., S. 189.

baut die menschliche Besitzergreifung der natürlichen Umwelt als Eigentum auf und, in deren Folge, die im Kapitalismus auf die Spitze getriebene Kommodifizierung sämtlicher Aspekte des menschlichen Lebens.

Eingeschrieben in die drei Bücher Klaus Böldls ist daher ein Plädoyer zur Retardierung der scheinbar unaufhaltsamen Tendenz zur Vollendung der instrumentellen Vernunft, aber auch ein Plädoyer für die Rehabilitierung des Metaphysischen in unserem Leben. Wie Steiner überzeugend argumentiert, ist die Kunst ohne das Transzendentale undenkbar, da nur die incommensurable Präsenz eines ‚Anderen‘ die Übersetzungsfunktion der Literatur garantiert. Anders als Steiner kommt Böndl in seinen Texten ohne die problematische Kategorie ‚Gott‘ aus, um dieses ‚Andere‘ zu benennen, vielmehr fußt er auf einer materialistischen Betrachtungsweise, wie sie Benjamin theoretisch darzulegen versucht hat. In Anlehnung an die Terminologie beider Kritiker ließe sich daher das übergeordnete Ziel der Texte Böldls bestimmen als unzeitgemäßer Versuch der Auffindung und literarischen Darstellung von Momenten *profaner Präsenz* in einer Welt, der das Transzendentale durch den Druck von Rationalismus und Markprinzipien zunehmend ausgetrieben wird.